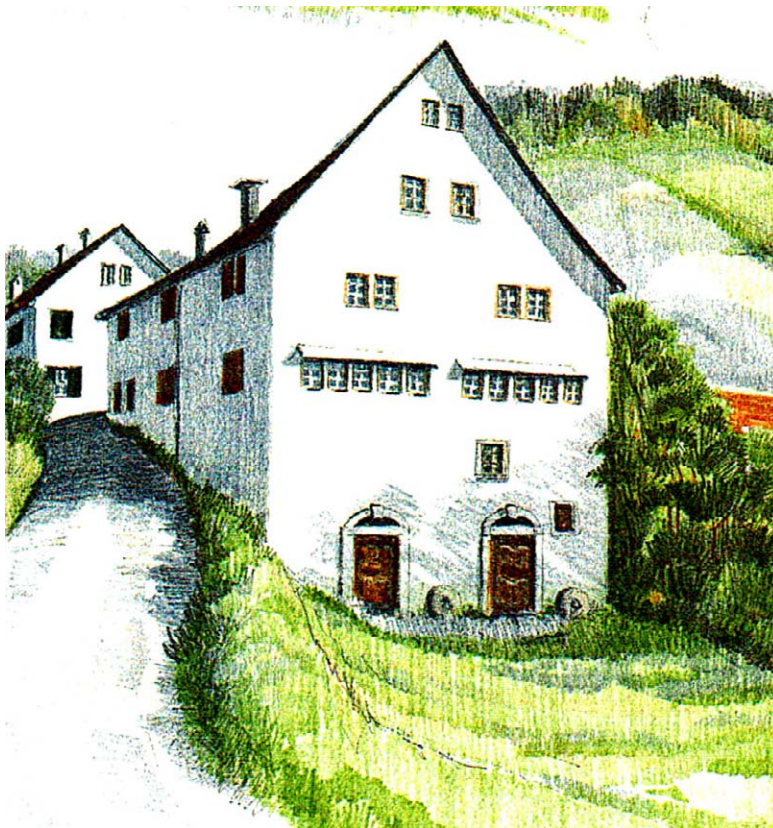


Es drehte sich das Mühlenrad...

Von Mühlen, Sägen, Reiben, Ölen und Stampfen



EIN LAND DER MÜHLEN

Kaum zu glauben:

Im 17. und 18. Jahrhundert drehten sich im Seebezirk die Wasserräder von nicht weniger sechzehn Mühlen. Ausser der Stadtmühle von Rapperswil, der Joner Mühle und jener des Klosters Wurmsbach standen alle übrigen Mühlenbetriebe im Einzugsbereich der früheren Grafschaft Uznach. Zum Teil war den Mühlen, die aus Getreide Mehl machten, auch eine

Bäckerei angegliedert. Gleichzeitig dienten weitere Betriebszweige zur Verarbeitung und Herstellung anderweitiger Produkte. Neben den Mühlen, bestanden zahlreiche Sägen. Hier liessen die Bewohner der Dörfer und Weiler die Baumstämme aus der walddreichen Gegend zu Balken, Brettern und Kanthölzern verarbeiten.

Ausschlaggebend für die Wahl eines Standortes war die Wasserkraft der vielen Bäche, die unsere voralpine Gegend gliedern und

<i>In dieser Ausgabe:</i>	<i>Seite</i>
<i>Einleitung</i>	1
<i>Vom Mörser zur Mühle</i>	2
<i>Frühe Nutzung der Wasserkraft im Oberen Seebezirk</i>	
- <i>Mühlen</i>	4
- <i>Sägen</i>	13
- <i>Reiben</i>	16
- <i>Ölen</i>	16
- <i>Stampfen</i>	17
<i>Rund um den Ackerbau von damals</i>	17
<i>Das Ende der Mühlen</i>	19
<i>Schlusspunkt</i>	20

prägen. Kein einziger dieser vom Wasser abhängigen Betriebe hat die Zeiten überlebt. Sie wurden allesamt von der raschen Entwicklung, die etwa ab der Mitte des 19. Jahrhunderts einsetzte, überrollt und mussten ihre Tätigkeiten nach und nach aufgeben.

Diese Ausgabe des Neujahrsblattes geht den Spuren dieser Mühlenbetriebe nach. Zunächst befassen sich die Ausführungen mit der Geschichte und dem Entstehen der Mühlen allgemein. Das folgende Kapitel setzt sich dann mit den früheren Mühlen in unserer engeren Heimat auseinander. Ein weiteres Thema widmet sich deren „anverwandten“ Betrieben wie Sägemühlen, Reiben und Stampfen im Einzugsgebiet der ehemaligen Gemeinden Eschenbach, Goldingen und St. Gallenkappel. Das



Schlusskapitel gilt dem Ackerbau. In Zeiten der Selbstversorgung bildete dieser bis ins 19. Jahrhundert und weit hinauf bis auf die obersten bewirtschaftbaren Flächen den Schwerpunkt der täglichen Arbeit unserer Vorfahren.



Zunächst aber werfen wir einen Blick zurück auf die Entwicklung der Verarbeitung vom Korn zum Mehl als einem der wichtigsten Grundnahrungsmittel der Menschheit.

VOM MÖRSEr ÜBER DIE HANDBETRIEBENE DREH- MÜHLE UND DIE WASSER- MÜHLE BIS ZUR WINDMÜHLE

Erste Spuren der Besiedlung unserer Gegend führen zu jenen Menschen, welche um ca. 800 bis 700 v.Chr. ihre Toten in Hügelgräbern auf dem Balmenrain zwischen Eschenbach und Schmerikon beigesetzt haben. Die Ausgrabungen von Sekundarlehrer Jakob Grüninger förderten um 1950 herum höchst interessante Zeugen aus dieser vorchristlichen Zeit zutage. Zahlreiche Grabbeigaben, u.a. auch verschiedene Gefässe, lassen auf eine hochstehende Kultur dieser Bewohner schliessen:



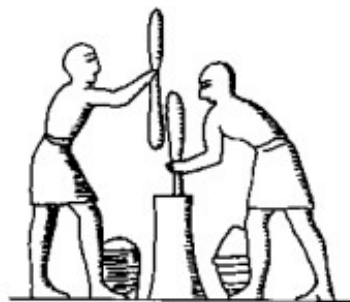
Die Urnen, Töpfe, Schalen, Teller und Becher, in denen den Toten wohl die Wegzehrung für die Reise ins Jenseits mitgegeben wurde, dürften den Ureinwohnern im Zusammenhang mit Speise und Trank gedient haben.

Man kann sich ungefähr vorstellen, wie das schon damals angebaute Getreide zu Mehl verarbeitet worden sein dürfte:



Reibstein

Anstelle der mühsamen Zubereitungsart mittels einem Reibstein trat später der Mörser:



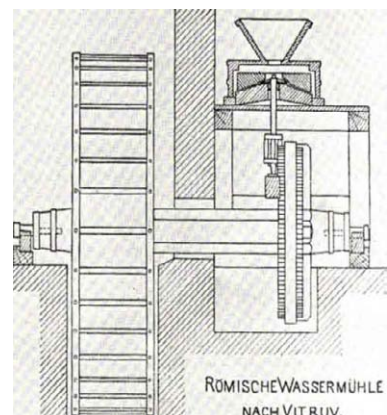
Noch heute zeigen aktuelle Bilder aus dem im afrikanischen Busch, wie die Eingeborenen Körner und andere Früchte mit dem Mörser für ihre Mahlzeiten zubereiten. In grauer Vorzeit dürften auch unsere Ureinwohner so vorgegangen sein.



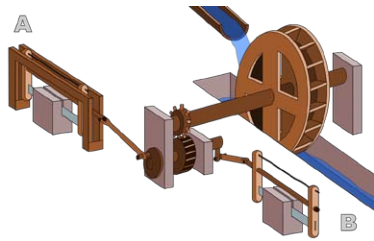
Später lösten handbetriebene Drehmühlen den Mörser ab. Aus römischer Zeit sind grosse Mühlen, die mit Maultieren betrieben worden sind, bekannt:



Gleichzeitig wurde auch die Wasserkraft benutzt. Die älteste germanische Wassermühle stammt von 833 n.Chr.



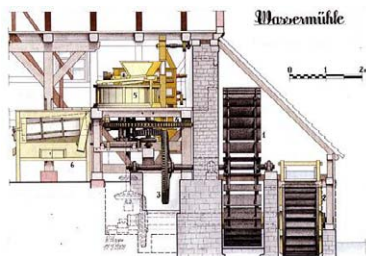
Gesteinsmühlen dienten zum Schneiden von Marmorblöcken:



Seit dem Mittelalter wurde neben der Wasserkraft auch die Windkraft für den Mühlenbetrieb eingesetzt. Dies jedoch fast ausschliesslich in Ländern mit riesigen Ebenen oder ihrer Lage in Meeresnähe, wo ausgeprägte Windverhältnisse herrschten, wie z.B. in den Niederlanden oder im Norden von Deutschland:



In den gebirgigen Gegenden flossen zahlreiche Bäche und Flüsse durch die Täler. Die Bewohner solcher Landstriche verstanden es schon früh, die Wasserkraft auf vielfältige Weise zu nutzen. Mit der Zeit entwickelte sich dabei eine immer bessere Technik:

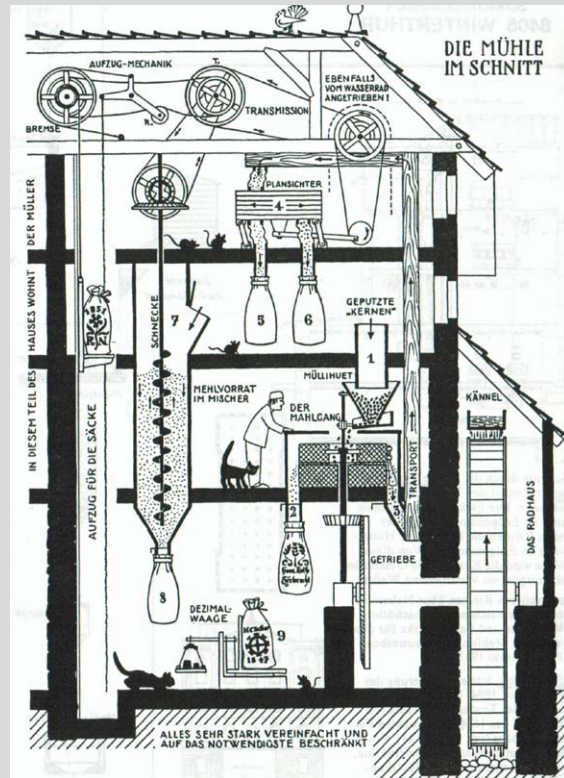


Als Beispiel einer effizient ausgerüsteten Wassermühle galt die Mühle Hirslanden in der Stadt Zürich, deren erste Vorläuferin urkundlich schon im 14. Jahrhundert nachgewiesen ist:

„Wie es in der Mühle zu und her ging:

Der Mühlefuhrmann machte seinen „Cher“ bei den Bauern der Umgebung. Diese legten ihren „Kernensack“, ihr „z'Müllli“ auf den Wagen. In der Mühle wägt der Müller die Säcke seiner Kunden.

Dann wurden die „Kernen“ geputzt, mit Maschinen, die hier nicht gezeichnet sind. Der Müller schüttet jetzt das geputzte Korn in den „Müllihuet“ (1). Es rutscht langsam in die Tiefe und staut sich auf dem Rüttelbrett des Mahlgangs. Diese Rüttelvorrichtung ist es, welche klappert. Sie sagt: „Gib abe, gib abe, gib abe!“ Die Körner fallen schön gleich-



mässig ins „Auge“ des oberen Mühlsteins. Dieser läuft langsam, darum heisst er „Läufer“. Der untere Stein steht fest auf dem Boden. Das ist der „Bodenstein“. Die „Kernen“ geraten nun zwischen die beiden Steine und werden zerquetscht und zu Mehl gemahlen. Das Mehl fällt in den Sack, der im untersten Stock unter dem Mahlgang hängt (2). Man kann es aber auch durch das Loch 3 auf das Transportband fallen lassen. Dieser „Transport“, der in einen engen Holzkanal läuft, befördert das in den dritten Stock zum „Plansichter“ (4). Das ist ein Kasten mit waagrechten Sieben, der schnell hin- und hergerüttelt wird. Das feine Mehl fällt in den Sack 5, das grobe in den Sack 6. Dieses grobe Mehl kann man, wenn es nötig ist, nochmals in den „Müllihuet“ schütten und „ausmahlen“. Das fertige Mehl kommt in den „Mischer“ (7). Darin dreht sich die „Schnecke“ und mischt von unten nach oben alles tüchtig durcheinander.

Wenn jetzt die Kunden zur Mühle kommen, füllt der Müller ihren Sack (8) mit der Menge Mehl, die ihnen zusteht. Er wägt den Sack auf der Dezimalwaage (9) und rechnet ab.“

(Quelle: Hans-Peter Bärtschi, Industrialisierung, Eisenbahngeschichten und Städtebau, 1983)



DIE MÜHLEN IM OBEREN SEEBEZIRK – FRÜHE NUTZUNG DER WASSERKRAFT

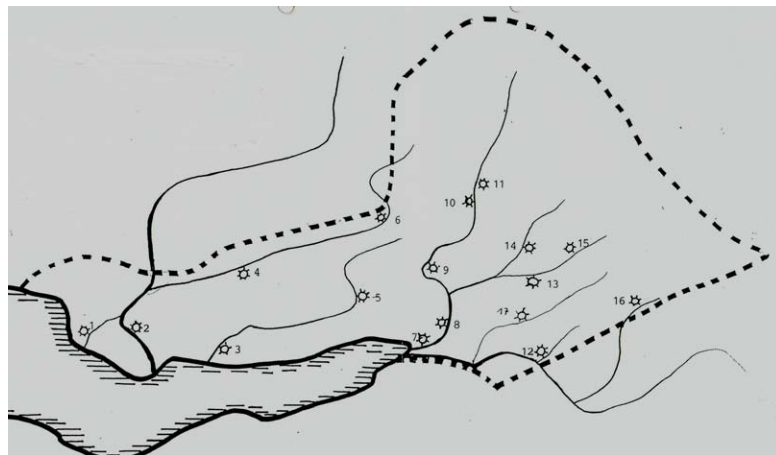
Typisch für unsere Landschaft:

Der voralpinen Gegend entspringen zahlreiche Bäche, wie die Ranzach, der Goldinger- bzw. der Aabach, der Eschenbach, der Lattenbach, die Jona usw. Sie fliesen durch eine reich gegliederte Landschaft und streben alle dem Oberen Zürichsee zu.

Die fast ausschliesslich bäuerliche Bevölkerung verstand es schon früh, die Wasserkraft dieser Bachläufe zu nutzen. So entstanden auch in unserer engeren Heimat zahlreiche Mühlen, wie nebenstehende Skizze von Alois Stadler beweist.

Die folgenden Ausführungen befassen sich mit den ehemaligen Mühlen auf dem Gebiet der neuen Gemeinde Eschenbach. Den meisten gemeinsam sind deren Standorte. Diese befanden sich in der Regel an einem wichtigen Übergang des überlieferten Wegnetzes über einen der Bachläufe, deren Wasser für den Betrieb einer Mühle ausreichte.

Es handelt sich dabei um die Standorte der Vordermühle, der



1 Stadtmühle	Rapperswil	9 Aatalmühle	St. Gallenkappel
2 Mühle	Jona	10 Vordermühle	Goldingen
3 Klostermühle	Wurmsbach	11 Hintermühle	St. Gallenkappel
4 Mühle	Ermenswil	12 Mühle	Dattikon
5 Blessmühle	Eschenbach	13 Hofmühle	Ernetschwil
6 Mühle	Diemberg	14 Stegmühle	Ernetschwil
7 Härtimühle	Schmerikon	15 Eichermühle	Ernetschwil
8 Mühle	Uznaberg	16 Giegenmühle	Gommiswald

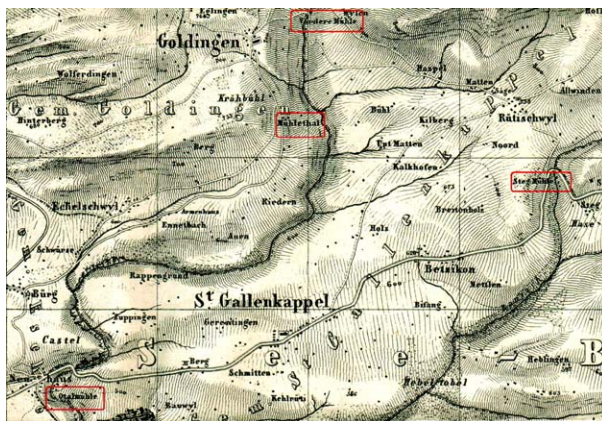
Hintermühle, der Stegmühle und der Aatalmühle. Die Bezeichnung des Weilers „Mülital“ in Goldingen weist darauf hin, dass drunten im Tobel die Vorgängerin der Vorder- bzw. Neumühle gestanden haben muss. Damals wurde den Mühlen ein bedeutender Stellenwert beigemessen. Diese Feststellung widerspiegelt sich in der Tatsache, dass deren Standorte - wie auch jene der Sägen - in den historischen Landkarten speziell gekennzeichnet worden sind, was

die einzelnen Kartenausschnitte in aller Regel beweisen.

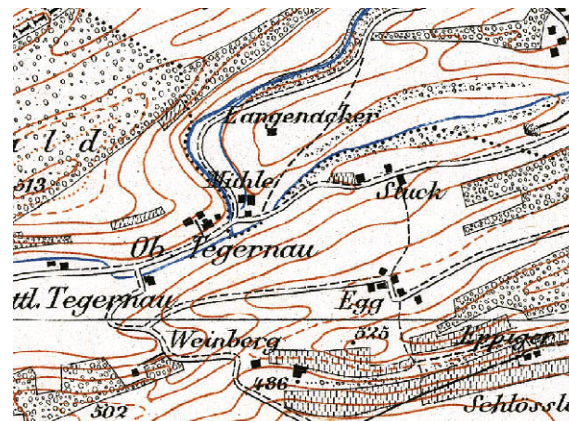
Die Geschichten und Schicksale der früheren Mühlen in unserer engeren Heimat lassen sich wie folgt kurz zu schildern:

Mühle Ermenswil

Ihr Standort befand sich in der Oberen Tägerenau, dort wo sich der Lattenbach durch einen Eng-



Mühlen Standorte.
Ausschnitt aus der „Topographischen Karte des Canton's St. Gallen“.



Mühle Tägerenau
Ausschnitt aus der „Siegfried Karte“



pass zwängte. Hier bot sich eine geeignete Gelegenheit, die Wasserkraft zu nutzen.

Über die Geschichte dieser Mühle ist nur wenig bekannt. Sie soll jedoch bereits im 18. Jahrhundert nicht mehr im Betrieb gestanden haben. Die Wasserkraftanlage wurde dann bis nach dem Zweiten Weltkrieg noch als Sägemühle genutzt:



Mit dem sogenannten Einfachgatter wurden bis etwa 1950 mächtige Stämme verarbeitet, die noch nicht in den Mehrfachgatter der wenige hundert Meter weiter oben entstandenen neuen Sägerei passten.

Nach der endgültigen Betriebseinstellung sind zuletzt nur noch die baufälligen Reste der Gebäulichkeiten der alten Sägerei übrig geblieben. Inzwischen wurden auch diese abgebrochen. Von der ursprünglichen Ermenswiler Mühle zeugen heute nur noch Fragmente des ehemaligen Kanals, über welchen das Wasser auf das Mühlrad geleitet worden ist.

1860 gründeten die in Jona tätigen Textilindustriellen Brändlin gleich oberhalb an der Strasse nach Rüti ZH entstandenen neuen Sägewerks eine Nebenspinnerei. Nachdem diese ihre Garnproduktion wieder eingestellt

hatte, übernahmen die Gebrüder Baumann aus Rüti 1888 das leere Fabrikgebäude mitsamt der Sägerei. Letztere ging dann einige Jahrzehnte später käuflich an Eduard Kuster-Fürer über. Die Nutzung der Wasserkraft des Latenbachs – zunächst via Mühlrad und dann mittels Turbine zur Stromerzeugung - steht somit am Ursprung der Federnfabrik Baumann als heute weltweit tätigen Firmengruppe.

Blessmühle Eschenbach

Der Eschenbacher Chronist Johann Ulrich Custor berichtet in seiner Erdbeschreibung, dass Eschenbach, der grösste und bevölkerungsreichste Tagwen der Herrschaft Uznach und dazu tonangebend im Ackerbau war. So sollen dazumal jährlich 500 Jucharten Winterfrucht und 200 Jucharten Sommerfrucht, also Korn – Getreide aller Gattung – und dazu gelbe und weisse Rüben angepflanzt worden sein. Es war daher naheliegend, dass der Dorfbach das für den Betrieb der Mühlen notwendige Wasser zu liefern hatte.

Allerdings genügte die Wassermenge des Eschenbachs nicht für einen ständigen Betrieb, weshalb gleich unterhalb der Ufnau ein Mühleweiher angelegt worden ist. Die Speisung durch den Dorfbach und aus der Brunnenwiesquelle in der Ufnau musste zu verschiedenen Streitigkeiten geführt haben. Custor berichtet in seiner Chronik, dass

„... die Dorfschaft wegen der Brunnenwiesquelle gegen dem Besitzer der darunter gelegenen nächst an der Bless anstossenden Mülle verschiedene Streitigkeiten zu erörtern gehabt, endlich aber im 1764 Jahr ihre Anforderungen wegen des Brunnens Eigenthüm-

lichkeit zusamt dem dazu gehörig zwischen diesem Brunnen und dem Müllly-Weyer gelegenen Dorf-Weyer erhalten hat, welcher dem Dorf zuständige Weyer gegen dem Müllly-Weyer einen mit eichenen Stecken oder Schwirren dannmahl ausgezeichnet worden“.

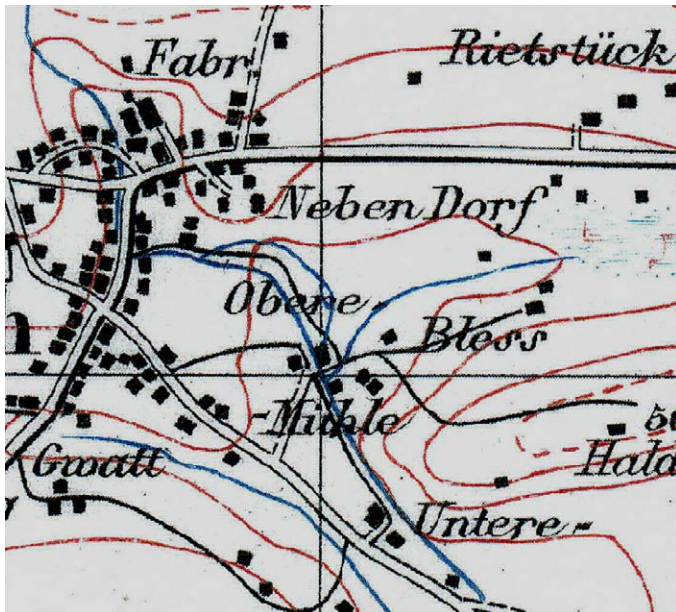
Wann die Blessmühle ihren Betrieb einstellte, konnte nirgends mehr ermittelt werden. Auf einer alten Aufnahme



ist das stattliche Gebäude der ehemaligen Mühle in seiner ursprünglichen Erscheinungsform noch zu sehen, derweil es in der Neuzeit durch verschiedene Renovierungen und Umbauten den früheren Charme weitgehend verloren hat:



Im massiven Sockelgeschoss – zunächst zu Garagen und später zu einer Einliegerwohnung umgebaut – befand sich einst der Mühlraum. An die ursprüngliche Nutzung erinnert nur noch der Rest eines mit einem Mühlrad ornamentierten Portalsturzes:



Stauweiher Mettlen



Ursprünglich wurde die Bliessmühle auch als „Obere Mühle“ bezeichnet. Dies weil sich gut hundert Meter weiter unten das Wasserrad der „Unteren Mühle“ drehte. Somit liess sich das gleiche Wasser kurz nacheinander gleich zweimal nutzen.

Die „Untere Mühle“

stand in der „Mettlen“. Im Gegensatz zur „Oberen Mühle“ dürfte es sich hier eher um einen Kleinbetrieb gehandelt haben. Die Überlieferung erzählt, dass die Müllersfrau das Mehl jeweils noch auf dem Rücken über die alte Schmerikonstrasse ins Nachbardorf Schmerikon getragen haben soll. Nicht umsonst hingen ihr spöttische Zungen im Dorf den nicht eben lieblichen Übernamen „Müllersross“ an...

Noch vor 1900 wurde der Mühlbetrieb eingestellt. Als stiller Zeuge aus der einstigen „Unteren Mühle“ grüsst heute ein alter Mühlstein am Strassenrand:



Anstelle der Mühle entstand eine Sägerei, die ihre Tätigkeit erst vor wenigen Jahren eingestellt hat. Für den Antrieb des Gatters sorgten zwei grosse Wasserräder von 3 Metern Durchmesser. Später wurden diese durch eine Turbine ersetzt. Die Gebrüder Furrer waren die letzten Säger, welche die Wasserkraft des zu einem Weiher gestauten Dorfbachs regelmässig nutzten.

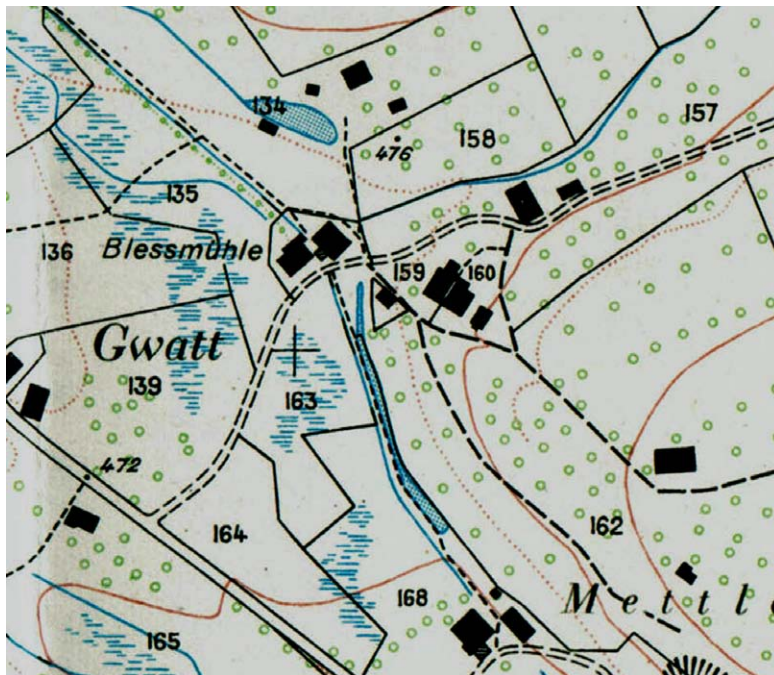
Seppi Furrer – als allseits wohlgeleitetes Dorforiginal noch in lebhafter Erinnerung - war besonders stolz, wenn er dem interessierten Besucher die präzise Arbeitsweise

und die Leistungsfähigkeit des alten, wassergetriebenen Sägegatters demonstrieren konnte. Auch nach Einstellung der Sägerei wird die Anlage von seinen Nachkommen gepflegt und befindet sich weiterhin in betriebsfähigem Zustand.



Sägegatter in der ehemaligen „Unteren Mühle“

Dieser Kartenausschnitt aus dem Übersichtsplan der Grundbuchvermessung Eschenbach von 1940 hält sowohl den Standort des Mühleweihers oberhalb der Bliessmühle als auch den zum Weiher gestauten Dorfbach für den Betrieb der Säge in der ehemaligen unteren Mühle fest:



Mühle Diemberg

Wie bereits erwähnt, war es oftmals naheliegend, dass einem Mühlenbetrieb eine Bäckerei angegliedert war. Vermutlich wurde auch in der Mühle Diemberg gebacken. Laut einem Rodel zahlte der Müller vom Diemberg 1463 den Zehnten in Form von Broten. Der Bestand der alten Mühle am Abhang des Lattenbachtobels dürfte somit auf das Mittelalter zurückgehen.



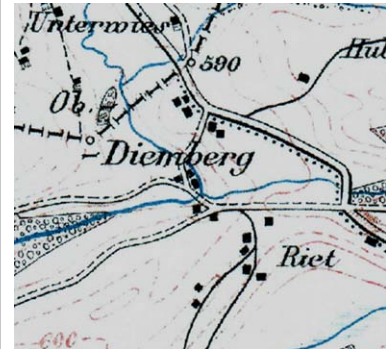
In ihrer heutigen Gestalt stammt die Mühle Diemberg aus dem frühen 19. Jahrhundert. Formal

steht sie jedoch in einer Bautradition, die bis in die Spätgotik zurückreicht. Das auffallend hohe Sockelgeschoss beherbergte den Mahlraum, in welchen man über zwei reich ornamentierte Rundbogenportale gelangt (vgl. Litho auf der Titelseite). Rokokotüren und mit Flachreliefs versehene Sandsteingewände schmücken noch heute diese Eingänge. In einem Scheitelstein sind die Initialen und das Baudatum „HH PF 1808“ eingemeisselt.



Die Mühle dürfte bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts im Betrieb gewesen sein. Noch während des Zweiten Weltkriegs wurde darin gemahlen. Jedoch kein Getreide! – Vielmehr waren es Tierknochen, die zu Knochenmehl verarbeitet

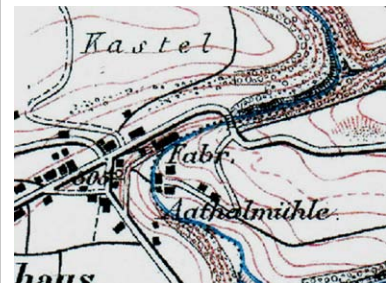
wurden. Diese Tätigkeit war mit einem bestialischen Gestank verbunden, der noch lange nach Einstellung dieser Arbeiten in den Räumlichkeiten hing...



Seit 1936 befindet sich das stattliche Gebäude im Besitz der Familie Gyr. Heute beherbergt die alte Mühle drei Wohnungen, die von der dritten und vierten Generation bewohnt werden. Im Erdgeschoss und in den Kellergewölben erinnern zahlreiche gut erhaltene Utensilien an die Zeit, in der sich das Mühlenrad noch drehte: Schwere Schleifsteine, mächtige Mühlsteine, Transmissionen, eine grosse Zugwaage usw.

Aatalmühle St. Gallenkappel

Wie bei zahlreichen anderen Mühlen befindet sich dieser Standort ebenfalls an einem wichtigen Bachübergang:



Drunten im Tobel stand einst die „Bauwilerbrücke“, so genannt, weil hier der Weg zwischen den alemannischen Siedlungen Lenzikon und Bauwil den Aabach



überquerte. Die aus dem frühen Mittelalter stammende Brücke bestand anfänglich aus einem Steingewölbe. 1756 musste sie einer hölzernen Konstruktion weichen. Diese diente Fussgängern und Reitern, bis sie 1830 von der im Zuge der neuen Rickenstrasse erstellten Aatalbrücke abgelöst wurde. Am alten Übergang findet sich heute nur noch ein bescheidener Fussgängersteg.

Die Aatalmühle stand ursprünglich am rechten Bachufer, also auf der Eschenbacher Seite des Aabachs. Sie ging wohl auf das Mittelalter zurück. Denn schon im Zehnterodel des Klosters Rüti sind zwischen 1427 und 1450 zwei Mühlen im Aatal erwähnt. Ein Johann und ein Ulrich. Ersterer war 1448 Landammann der Herrschaft am Uznaberg und 1463 stieg auch Ulrich zu diesem Amte auf.

Rund anderthalb Jahrhunderte später war Melchior Schmucki Besitzer der Mühle im Aatal. Ein wohlhabender und angesehener Mann. Neben wichtigen Ämtern im Tagwen Eschenbach wie auch in der Kirchhöri St. Gallenkappel amtierte er u.a. als Fürsprech, Landrichter und Fähnrich der Grafschaft Uznach. Mit seiner Mühle widerfuhr ihm allerdings grosses Pech. Am 16. Heumonath 1618 liess ein schweres Gewitter den Aabach dermassen anschwellen, dass dieser abends um fünf Uhr die alte Mühle im Aatal samt Säge und Stampfe wegriss. Schon zwei Wochen später begann Schmucki mit dem Bau einer neuen Mühle. Als Standort wählte er das gegenüberliegende Ufer, also die Chappeler Seite. Am 13. Oktober selben Jahres nahm er den Mahlbetrieb wieder auf und im folgenden Jahr setzte er auf den gemauerten Mühlenbau ein Wohnhaus.

Die Aatalmühle wurde – wie andernorts - ein Opfer der Indus-

trialisierung. Der letzte Müller im Aatal war Fidel Wäger. Er wurde durch den Glarner Industriellen Georg Wild bedrängt, weil dieser die Wasserkraft des Aabachs für seine am gegenüberliegenden Ufer entstehende Bauwollweberei brauchte. Der Müller musste sogar vor Gericht um seine überlieferten und ererbten Wasserrechte kämpfen.

Schliesslich hatte Fidel Wäger die ständigen Widerwärtigkeiten satt. Er verkaufte um 1857 herum seine Mühle mit allem was dazu gehörte (Reibe, Säge, Bäckerei) und seinem Bauernhof dem Gemeindammann von St. Gallenkappel, Jakob Leonz Rüe-

egg. Dieser war auch Besitzer der Goldinger Mühle und ein offensichtlich gerissener Zeitgenosse! Geschickt setzte er nämlich die vielfältigen Informationen seines Amtes für seine Güterhandels-geschäfte ein. Schon damals gab es also „Insidergeschäfte“...

Im Handel um die Aatalmühle spielte Gemeindammann Rüeegg nämlich die Rolle des Strohmannes: Er kaufte die Mühle, um schon 14 Tage später das Gut an Georg Wild zu veräussern. So gelangte dieser auch in den Besitz der angestrebten Wasserrechte. Damit konnte er über die Wasserkraft des Aabachs verfügen und den Fabrikneubau realisieren.





Der neue Eigentümer baute die Mühle in ein „Kosthaus“ mit acht Weber-Wohnungen um, die er seinen Arbeitern vermietete.

Wie vor anderthalb Jahrhunderten führt noch immer ein steiler Weg hinunter ins Aatal zum markanten Riegelbau, der heute als Mehrfamilienhaus dient:



Anstelle der klappernden Mühle trat damals das Rattern der mechanischen Webstühle... – bis im Zuge der grossen Umwälzungen in der Schweizer Textilindustrie auch diese Fabrik um herum 1980 ihre Tore endgültig schliessen musste und das fünfstöckige Gebäude einer ungewissen Zukunft entgegen sah:



Wegen dem Lehnerviadukt, das im Zusammenhang mit dem Anschluss der Rickenstrasse an die Umfahrungsstrasse A53 erstellt wurde, mussten dann auch die einst dominant über dem Aabachtobel stehen-



Turbinenhaus

den Gebäulichkeiten verschwinden. Das Ende der ehemaligen Textilfabrik war damit besiegelt:



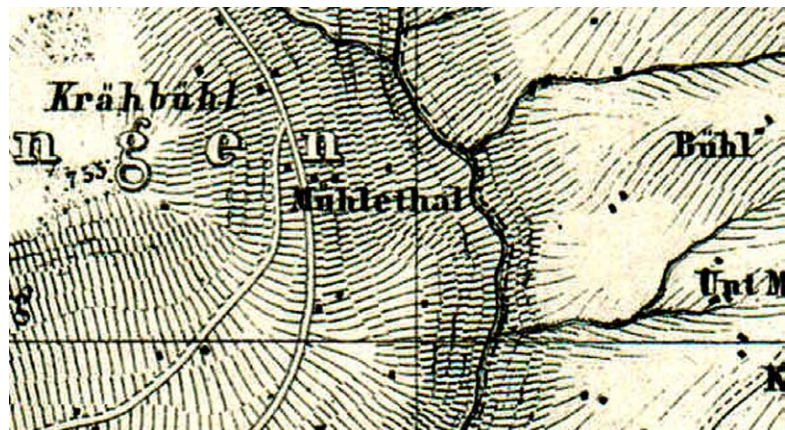
Aus der Zeit der Nutzung der Wasserkraft des Aabachs ist noch das Kleinwasserkraftwerk übrig geblieben. Heute auf den neues-

ten Stand der Technik gebracht, produziert dieses Werk mit seinen beiden Turbinen Naturstrom für den jährlichen Elektrizitätsbedarf von rund 250 Haushalten.

Am ursprünglichen Standort der ersten Mühle steht noch das Turbinenhaus als letzter Zeuge der einstigen geschäftigen Betriebsamkeit drunten im Aatal.

Drei Generationen von Mühlen im Goldingertal

Echeltschwil und Rüeterswil waren im Mittelalter die beiden bedeutendsten Siedlungen im oberen Einzugsgebiet des Aabachs, wo er noch Goldingerbach hiess.





Beide Siedlungen bildeten selbständige Genossamen. Schon im 9. Jahrhundert war die Erschliessung des fruchtbaren Bodens weit fortgeschritten. Aufgrund seiner günstigen Lage erlaubte dieses Gebiet den Anbau von Sommer- und Wintergetreide.

Die erste Mühle stand unterhalb des heutigen Weilers Mühletal, dem sie offenbar seinen Namen verliehen hatte. Ihr Standort beim Übergang über den Goldingerbach bot sich geradezu an. Dieser Weg stellte die uralte Verbindung zwischen dem Toggenburg und dem Zürcher Oberland sicher.

Vermutlich im 17. Jahrhundert dürfte diese Mühle eingegangen sein, weil sich der Schwerpunkt der Besiedlung des Goldingertales mit dem Bau der Pfarrkirche im Weiler „Thal“, dem heutigen Dörfchen Goldingen, verlagert hatte. Eine neue, kürzere Verbindung nach Rüeterswil führte zum Bau der erst viel später als

Vordermühle

bezeichnete **Neumühle** im Tobel. Der neue Übergang über den Goldingerbach befand sich direkt unterhalb des Dörfchens. Weil sie wenige hundert Meter weiter unten eine Vorgängerin hatte, hiess sie noch in den Quellen des 18. Jahrhunderts „Neumühle“. Hin und wieder tauchte auch die Bezeichnung „Ruchmühle“ auf. Dies deutet darauf hin, dass diese Mühle über einen einzigen Mahlgang verfügte, der lediglich gewöhnliches Ruchmehl lieferte.

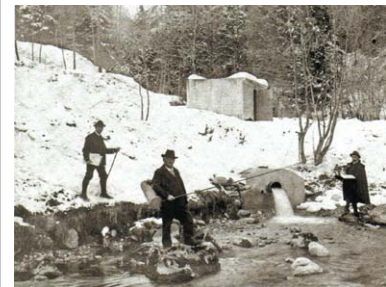
Der erste bekannte Müller starb um 1700. Besitzer der Goldinger Mühle waren dann drei Generationen Eicher. Diese Familie führte den Betrieb bis 1806. In der Zwischenzeit waren der Mühle noch eine Flachsreibe und eine Stamp-

fe sowie eine Bäckerei angegliedert worden.

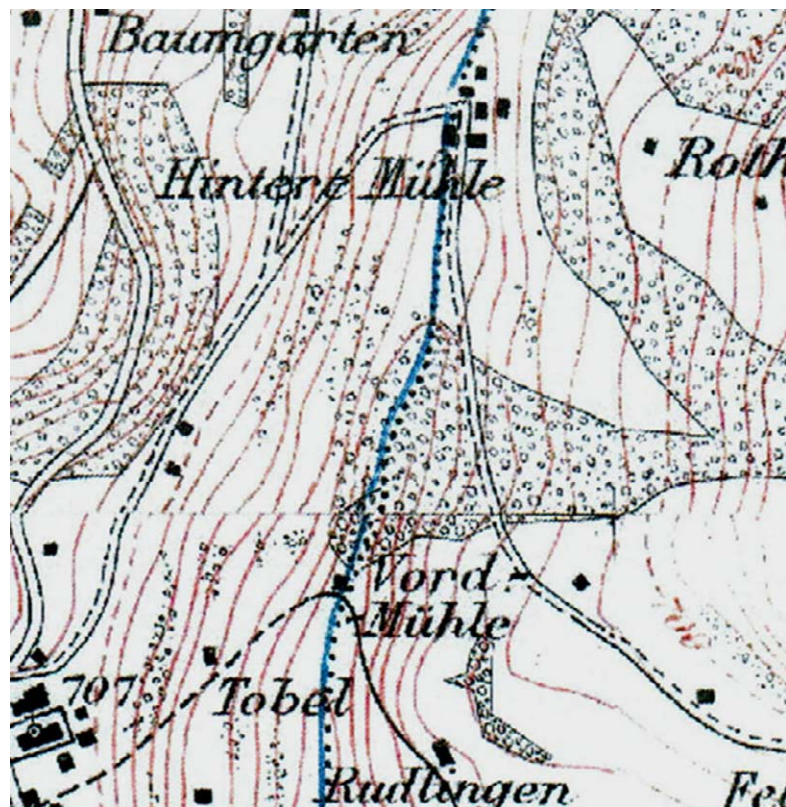
Etwa um 1780 wurde von Rüeterswil nach Goldingen ein einfaches Fahrsträsschen gebaut. Dieses machte einen weiten, aber gemächlicheren Umweg über den Goldingerbach. Es ersetzte so den bisherigen steilen Fussweg hinunter ins Tobel. Damit wurde die vordere Mühle vom Verkehr abgeschnitten. Die um 1783 entstandene hintere Mühle verfügte über eine bessere Wegsamen für Ross und Wagen. Im Gegensatz dazu hatte zur Vordermühle alles gesäumt werden müssen. Damit war das Schicksal der Vordermühle absehbar. Zwar wurde sie noch bis 1857 weitergeführt, aber sie rentierte nicht mehr. Nach etlichen Handänderungen und einem Konkurs brannte die Mühle nieder und wurde aus Konkurrenzgründen nicht mehr aufgebaut.

Anno 1911 wurde die Fernwas-

serversorgung von Goldingen nach Meilen erstellt. Zu dieser Zeit waren die Überreste der Vordermühle gleich neben der Sammelbrunnenstube der Quelfassungen noch sichtbar. Als einzigen Zeugen der Vordermühle stellten die Leute der Wasserversorgung Goldingen-Meilen noch einen Mühlstein sicher.



An die ehemalige Mühle erinnert heute nur noch die Bezeichnung des oberhalb des alten Standortes stehenden ehemaligen Bauernhauses als „Vordermühle“, derweil dessen Ortsbezeichnung früher einfach „Im Tobel“ lautete.





Hintermühle

Der Standort der dritten Mühle im Goldingertal am Übergang des neuen Fahrsträsschens über den Goldingerbach liegt auf dem Gemeindegebiet von St. Gallenkappel. Diese Tatsache hinderte jedoch nicht daran, dass sie den Bauern aus beiden Gemeinden diene. Der neue Mühlenbetrieb florierte. Als Zeitzeuge wusste Josef Fidelis Ferdinand Rüegg in seiner Schrift „Von Goldingen an der Zürichsee“ zu berichten, dass in der Hintermühle ein Schüttknecht, ein Mahlknecht und ein Fahrknecht angestellt waren. Letzterer soll während der Woche beinahe täglich mit zwei Pferden auf der Strasse gewesen sein, um bei den Bauern Getreide zu holen und Mehl auszuliefern.

Zur Hintermühle gehörten ebenfalls eine Reibe und eine Bäckerei. Dazu gesellte sich noch eine Sägerei, blühte im Goldingertal mit seinen vielen Waldungen doch ein lebhafter Holzhandel.

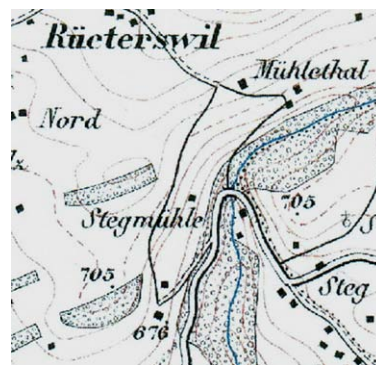
Die Entwicklung machte jedoch auch vor der Hintermühle nicht Halt. Schon ab etwa 1850 ging der Getreideanbau zurück. Industrialisierung und Verkehr überrollten die gemächlichen Zeiten, so dass um die Jahrhundertwende mit dem Tod des letzten Müllers auch in der Hintermühle das Mühlenrad stehen blieb. Mit dem Abbruch der

Hintermühle anno 1958 gehörte auch dieser einst blühende Betrieb der Vergangenheit an.

Obwohl nicht mehr zum Einzugsgebiet der neuen Gemeinde Eschenbach zählend, sei noch kurz die

Stegmühle

vorgestellt. Ihr Standort befand sich zwar auf dem Gebiet der ehemaligen Gemeinde Ernetschwil:



Aufgrund ihrer Lage gehörte sie aber eher zu St. Gallenkappel. Sie diene vor allem den alten Orten Gebertingen, das noch heute nach St. Gallenkappel kirchgenössig ist, sowie Betzikon und Rüeterswil. Ihre Bezeichnung weist auf den wichtigen Übergang hin, nämlich beim Steg, der hinten im Tobel über die Ranzach führte. Neben der Bauwilerbrücke drunten im Aatal bei Neuhaus bildete dieser

Übergang eine der beiden Schlüsselstellen der alten Wegverbindung über den Ricken.



Die Stegmühle dürfte, ähnlich wie die Aatalmühle, weit ins Mittelalter zurückgehen. Noch im 18. und anfangs des 19. Jahrhunderts führten mehrere Generationen der gleichen Familie die Mühle. Die industrielle Entwicklung und der weltweite Handel setzten auch diesem Betrieb immer mehr zu. Um 1900 herum musste die Tätigkeit eingestellt werden. Nach mehreren Handänderungen kamen die Gebäulichkeiten 1921 unter den Hammer.

Nach der Versteigerung verschwand die Mühleneinrichtung. Das Gebäude diene noch als Wohnhaus, bis dieses dann am 23. Oktober 1969 einer Feuersbrunst zum Opfer fiel. Vom einst stattlichen Mühlengebäude sind nur noch die Grundmauern übrig geblieben:





Bis zur Erstellung der neuen Brücke über das Ranzachtobel in den Fünfziger Jahren des letzten Jahrhunderts zwängte sich der gesamte Rickenverkehr durch den Engpass, wo einst die traditionsreiche Stegmühle stand:



Heute ist das lustige Geklapper der heimeligen, alten Mühlen verstummt. Die eindrucklichen Mühlenräder blieben stehen und sind inzwischen ganz von der Bildfläche verschwunden.

An ihre Stelle traten grosse, elektrisch angetriebene Walzenmüllereien – eigentliche „Mehlfabriken“! Mit ihren modernen Einrichtungen wird das Getreide immer schneller, effizienter und in grossen Mengen zu verschiedensten Qualitäten verarbeitet, wie hier in der Mühle von Flums.





SÄGEMÜHLEN

Neben den Mühlen, die das Korn zu Mehl verarbeiteten, diente die Wasserkraft auch für den Betrieb von Sägereien, oft auch als Sägemühlen oder einfach als Sägen bezeichnet. Wie schon ausgeführt, fand die „Unteren Mühle“ in Eschenbach zuletzt ausschliesslich noch als Sägerei Verwendung. Neben der Verarbeitung von Korn zu Mehl betrieben verschiedene Mühlen gleichsam als weiteres Standbein nebenher eine Sägerei. So zum Beispiel auch die Aatalmühle, die Hintermühle oder die Mühle am Uznaberg.

Allerdings entstanden auch Betriebe, die sich ausschliesslich auf die Holzverarbeitung beschränkten. Oftmals mussten dazu Nebenbäche herhalten. In kleinen Weihern wurde deren Wasser gespeichert. Sobald eine ausreichende Menge vorhanden war, konnte es für den bedarfsgerechten Antrieb einer Gattersäge genutzt werden.

Vor allem in Gebieten mit weitläufigem Waldbestand wurden solche einfache Betriebe eingerichtet, wie nachfolgende Beispiele zeigen.

Vordersagen Goldingen

Die Besiedlung des Goldingertales begann im ursprünglichen



Weiler Goldingen, der heute die Bezeichnung Vordersagen trägt. Erst Jahrhunderte später „wanderte“ der Name Goldingen nach vorne ins Dörfchen, das – wie schon erwähnt - bisher „Thal“ hiess. Die Sägerei am Rande des Aubachtobels nahe der Hauptstrasse ist mit der Geschichte der Gemeinde eng verknüpft. Ihrer wohl gegen Ende des 17. Jahrhunderts entstandenen Vorgängerin hat der Weiler den Namen „Sagen“ resp. „Vordersagen“ verdanken.

Ursprünglich wurde das in den Wäldern des Goldingertales reichlich vorhandene Holz nur für den Eigengebrauch genutzt. Aufgrund der Nachfrage aus dem Unterland, wo die Wälder



den Bedarf nicht mehr zu decken vermochten, begannen auch die Goldinger im 15. und 16. Jahrhundert darüber hinaus zu produzieren. Der Holztransport auf die bestehende Sägerei im Aatal im Tagwen Eschenbach und von dort wieder hinauf war äusserst beschwerlich. Weil sich die damaligen Wegverhältnisse für den Transport von ganzen Stämmen nicht eigneten, verarbeiteten die Allmeindgenossen die Bäume zu Brettern und Balken. Der Handel beschränkte sich hauptsächlich auf leicht transportierbares „Trägholz“. Vermutlich im Zusammenhang mit dem Bau der Pfarrkirche im Weiler „Thal“, den die neu gegründete Pfarrgemeinde beschlossen hatte, entstand noch vor 1700 im Zentrum der Genossame eine Sägerei. Nur wenige Jahre später machte sich





der Weiler Goldingen den Namen „bei der Sagen“ zu eigen.

Die heutige Sägerei stammt aus dem 19. Jahrhundert. Sie verfügt über intakte Einrichtungen zur Holzbearbeitung mit einem ein-spältigen Gatter und einer Wagenfräse. Als selten gewordener Zeuge gewerblicher Einrichtungen ist die Vordersäge von kulturhistorischer Bedeutung.



Hintersagen Goldingen

Etwa hundert Jahre später entstand wenige Kilometer weiter hinten eine zweite Sägerei.

Obwohl von den Genossen begrüßt, arbeitete diese weniger erfolgreich und wäre ohne die Hilfe der Genossame um 1800 in Konkurs geraten. Wie schon die „Vordere Säge“ bewirkte auch die

„Hintere Säge“ eine Namensänderung, denn fortan wurde der bisher als Hintergoldingen bezeichnete Weiler als „Hintersagen“ bezeichnet.

Die Entstehung der beiden Sägen widerspiegelt die Bedeutung des Holzverkaufs aus dem Goldingertal. Der Verkauf von Bauholz, aber auch von Brennholz und vor allem von Holzkohle, nahm im 18. Jahrhundert derart überhand, dass man darauf zu achten begann, dass nicht zu viel Holz ausgeführt wurde. Die Genossengemeinde sah sich veranlasst, den Holzverkauf von Jahr zu Jahr zu beschränken oder ganz zu verbieten. Man ging gar so weit, den Verkauf über die Grenzen des Genossenbezirks hinaus mit einem sog. Abzugsgeld, also mit einer Art „Gemeinde-Zoll“ zu belegen, das von der Frühlingsgemeinde jährlich neu festgelegt werden musste.

Die Vordersäge behielt ihre Betriebsbereitschaft bis in die Neuzeit, derweil die Hintersäge von der Bildfläche verschwunden ist. 1927 wurde das ehehafte Wasserrecht am Hintersägenbach gelöscht. Übrig geblieben ist nur noch die Bezeichnung des Weilers an ihrem früheren Standort:



Ein weiteres Wasserrecht zuhinterst im Goldingertal ist noch für eine kleine Säge im

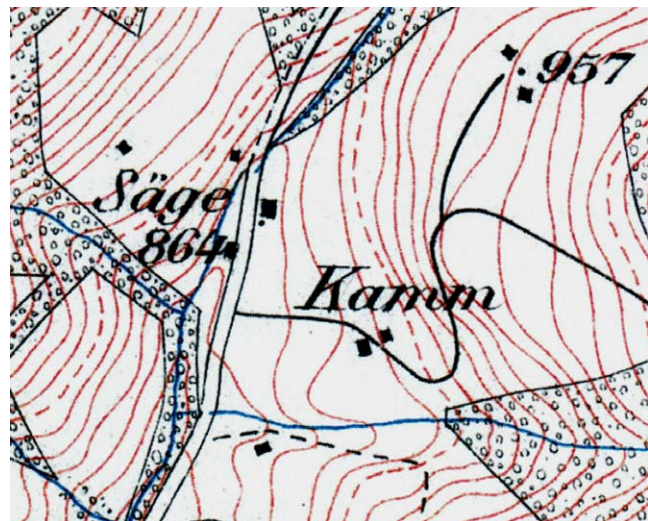
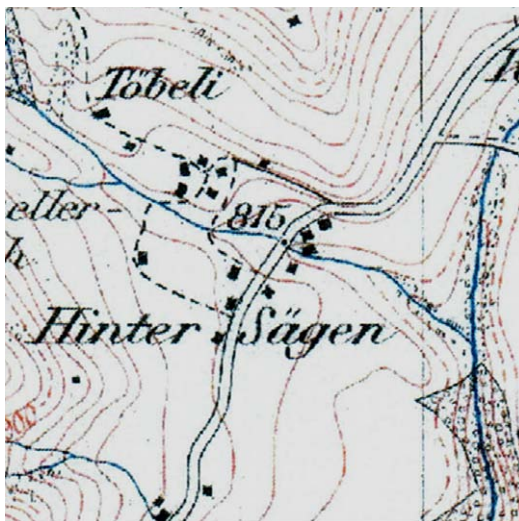
Chamm

urkundlich belegt. 1940 wurde auch auf dieses Recht verzichtet. Die Säge dürfte allerdings schon lange vorher eingegangen sein. Heute erinnert noch ein nachgebildetes Wasserrad an die frühere kleine Sägemühle am Chammbach.

Als letzte Säge sei noch jene von

Rüeterswil

erwähnt. Laut der historischen Eschmann-Karte von 1850 befand sich ihr Standort zwischen dem Dörfchen und dem Haspel, wo seit 175 Jahren das Rüeterswiler Schulhaus steht. Der Sagen- bzw. Rüeterswilerbach sorgte für den Antrieb des Wasserrades.

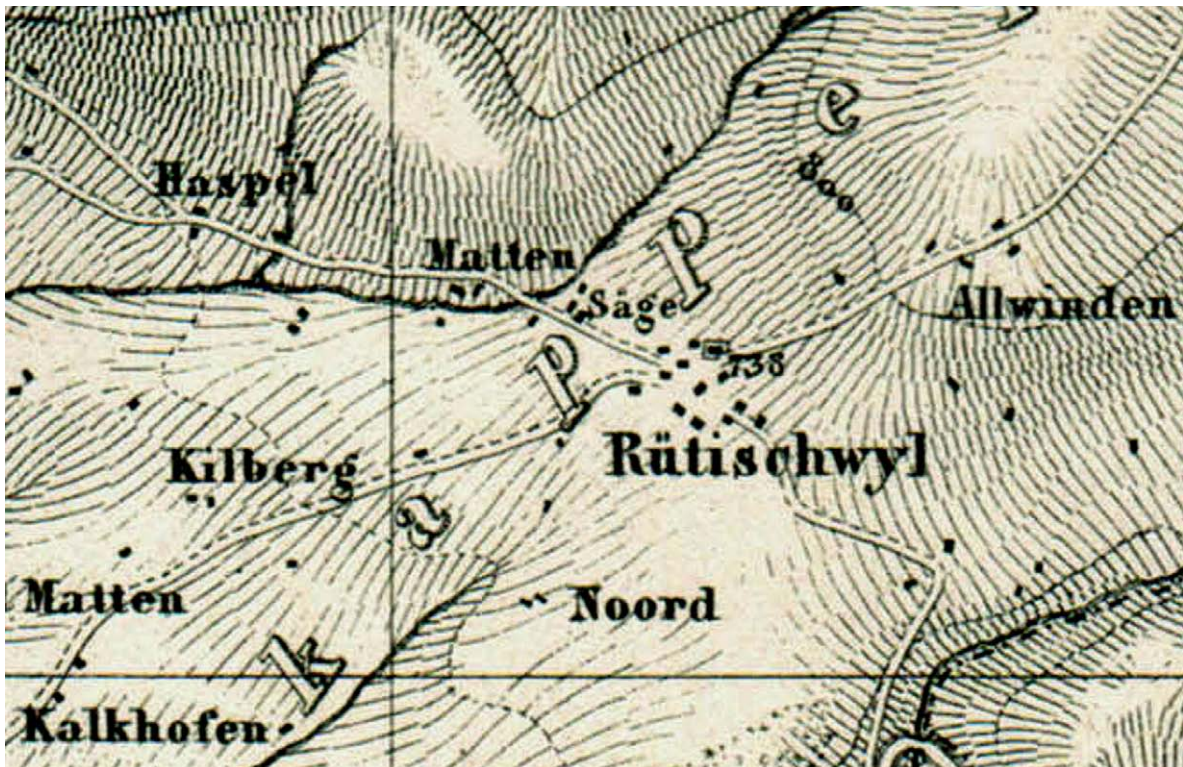




Über das Schicksal dieser vermutlich ebenfalls kleinen Säge liessen sich leider keine gesicherten Tat-

sachen mehr ermitteln. Als letzter im Wasserrechtskataster des Kantons St. Gallen eingetragener

Konzessionsnehmer erklärte V. Rüegg anno 1960 den Verzicht auf das überlieferte Nutzungsrecht.





REIBEN, OELEN, STAMPFEN – ALS NEBENBETRIEBE

Wie mit den Sägemühlen als zusätzlichem Standbein gliederten die grösseren Mühlen zudem weitere Nebenbetriebe an, die es kurz zu umschreiben gilt.

Reiben

Neben dem Anbau von Kornpflanzen unsere Vorfahren auch viel Hanf und Flachs an, deren Endprodukte die Stoffe für die Herstellung von Kleidungsstücken und Wäsche bildeten. Dazu waren mehrere Arbeitsschritte notwendig. Josef Fidelis Ferdinand Rüegg beschreibt die Verarbeitung wie folgt:

...*„durch das „Rätschen“ und nachheriges Reiben auf der Wergreibe im Otel bei der Mühle bereitete man den Hanf und Flachs zu; sodann musste er fein gerieben, zu Hause geschwungen, gehechelt* und gekartet und derweise zum Spinnen fertig vorbereitet werden. ... Das selbstgesponnene Leinengarn wurde dann zu Stoff gewoben, aus dem die Hausfrauen selbst die Kleider verfertigten.“*
Die „Wergreibe“ bei der Mühle

Etwas durchhecheln

**Einer der Verarbeitungsschritte des Flachs' war das Hecheln. Dabei wurden die Stängel über die Hechel gezogen. Bei dieser Arbeit bot sich den Frauen und Mädchen Gelegenheit, um miteinander über allerhand zu reden. Der Ausdruck „etwas durchhecheln“ dürfte deshalb wohl auf den dabei gepflogenen Austausch von Neuigkeiten und Klatsch zurück zu führen sein...*

stellte somit einen wichtigen Arbeitsschritt bei der Stoffherstellung dar. Als die Vordermühle immer weniger Korn zum Mahlen bekam, arbeitete der letzte Müller noch für die Spinnerei am Uznaberg, welche 1833 ihren Betrieb aufgenommen hatte, um auf seiner Reibe Flachsfasern zu verfeinern.

Die verschiedenen Phasen der Flachspflanze



Blüte



Frucht



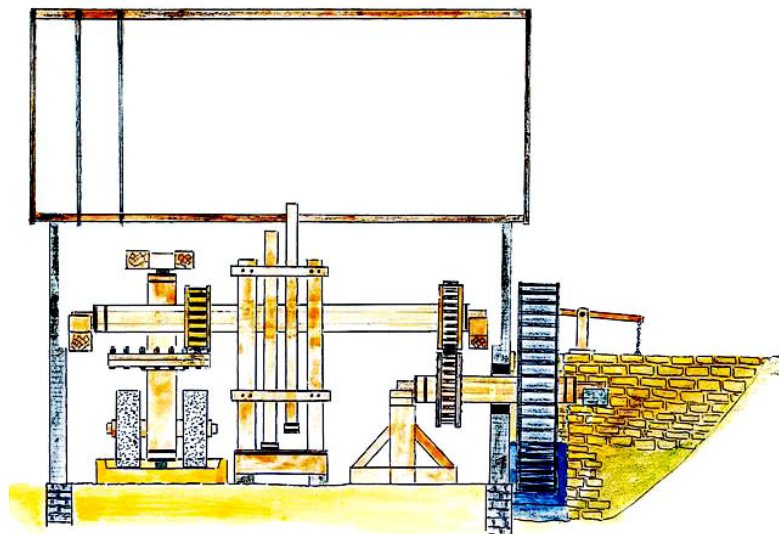
Fasern

Ölen

Wiesen und Felder wurden früher meistens durch Lebhäge abgegrenzt, die eine abwechslungsreiche Gliederung der Landschaft bildeten. Die Haselsträucher lieferten die begehrten Haselnüsse in reichem Masse. Man brauchte diese nicht nur für das beliebte Hausgebäck, sondern auch zur Herstellung von Öl. Teilweise unter Beimischung von Baumnüssen wurden die Haselnüsse in den Mühlen, welche über sog. „Öldrücken“ (Ölpresen) verfügten, verarbeitet und ausgepresst.

Besonders bekannt war die Öle der Klostermühle Wurmsbach, welche über fünf grosse und zwei kleinere Öldrücken verfügte. Weil man zu dieser Zeit weder Petrol noch Elektrizität kannte, diente das Öl auch für die spärliche Beleuchtung. Neben den Nüssen wurde solches Öl vorwiegend aus Raps und Mohn gewonnen. Die feinen Körner wurden zunächst gequetscht, gemahlen und zu einem Brei verrieben. Dieser wurde dann erwärmt und gepresst.

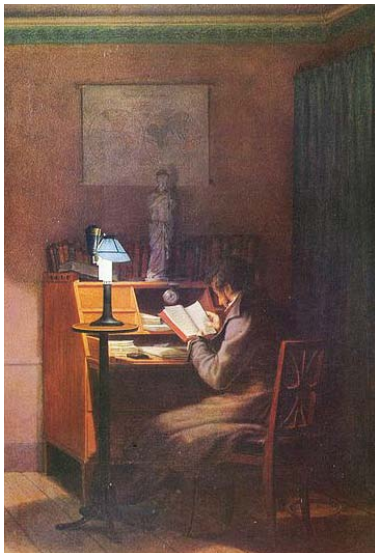
Schnitt durch eine Ölmühle, die wie folgt funktionierte:





Die Ölmühle besaß drei Steine, nämlich einen Bodenstein und zwei Läufersteine. Die aufrecht rollenden Läufersteine von je über 1000 kg Gewicht drehten sich mit der horizontal angeordneten Achse auf einer Kreisbahn auf dem Bodenstein. Dabei zerquetschten sie das auf dem Bodenstein liegende ölhaltige Mahlgut zu einem Brei, der anschließend mittels schwerer Preßstempel vom Öl getrennt wurde.

Die erste Lampe mit „Steinöl“ (Petrol) dürfte bei uns erst um etwa 1850 ihr spärliches Licht verbreitet haben:



Knochenstampfe

Stampfen

Dünger, wie man ihn heute meist als chemisches Produkt verwendet, kannten unsere Vorfahren – zum guten Glück – noch nicht. Dafür wurde schon im Mittelalter Knochenmehl als organischer Dünger eingesetzt. Hergestellt wurde dieses Düngemittel aus Tierknochen. Für die Herstellung waren speziell eingerichtete Mühlen oder eben Stampfen notwendig. Bevor die Knochen von Rindern und Schweinen weiterverarbeitet werden konnten, mussten sie ein bis zwei Jahre auf dem Dachboden der Mühle gelagert werden, um dann gestampft und zu Knochenmehl gemahlen zu werden. Aufgrund seiner Mineralhaltigkeit und der chemischen Zusammensetzung eignete sich das Knochenmehl gut als Pflanzendünger. Erst ab 1900 wurde das Knochenmehl durch das noch heute bekannte Thomasmehl ersetzt. Dieses Produkt fällt beim Verfahren für die Herstellung von sog. Thomasstahl an.

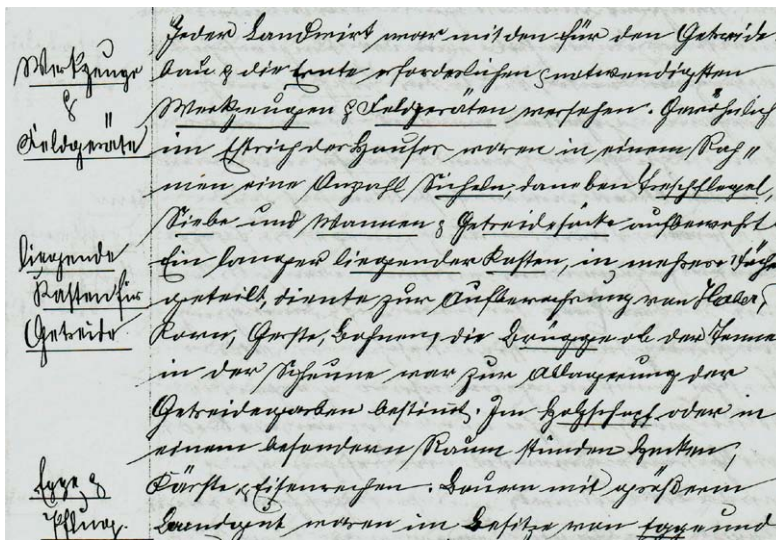
Unter anderem verfügte auch die Aatalmühle neben Säge, Oele und Reibe über eine durch die Wasserkraft des Aabachs angetriebene Stampfe. Mit einer solchen Einrichtung war es dem Müller möglich ausser Knochen auch Bohnen und Kernen zu verarbeiten.

RUND UM DEN ACKERBAU – WIE ES FRÜHER EINMAL WAR

Bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts lebte die vorwiegend bäuerliche Bevölkerung vom Ertrag des eigenen Ackerbaus und der Viehzucht. Weil die Milchwirtschaft weit weniger erträglich war, bildete der Ackerbau die Hauptbeschäftigung. Man baute Früh-, Spät- und Rotkorn, sowie Sommer-, Winter-, Früh- und Späthäfer und auch Gerste an und war weitgehend auf Selbstversorgung eingestellt. Neben der Kartoffel, die erst im 18. Jahrhundert bei uns Eingang fand, stammte die Nahrung fast ausschliesslich vom selber angebauten Getreide, vom Gemüse aus dem Hausgarten und vom Obst. Dazu kam alles, was die Natur an Früchten wie Beeren, Nüssen, Kirschen usw. hervorbrachte.

Die Blütezeit der zahlreichen Mühlen in unserer Gegend war eng mit dem Anbau von Weizen, Hafer und Gerste verbunden. In einer Handschrift aus dem Gemeindearchiv von Goldingen beschrieb Albert Blöchlinger um 1900 herum den früheren Ackerbau und alle damit zusammenhängenden Arbeiten wie folgt:

„Jeder Landwirt war mit den für den Getreideanbau und die Ernte erforderlichen, notwendigsten **Werkzeugen** und **Feldgeräten** versehen. Gewöhnlich im Estrich des Hauses waren in einem Rahmen eine Anzahl **Sicheln**, daneben **Treschpflögel**, **Siebe** und **Wannen** und **Getreidesäcke** aufbewahrt. Ein langer **liegender Kasten**, in mehrere Fächer geteilt, diente zur Aufbewahrung von Haber, Korn, Gerste, Bohnen, die **Brügge** ob der Tenne in der Scheune war zur Ablagerung der Getreidegarben bestimmt. Im **Holzschopf** oder in einem besonderen Raum stunden Hacken, Kärste und



Eisenrechen. Bauern mit grösserem Landgut waren im Besitze von **Egge** und **Pflug**.

Um eine möglichst reiche Ernte zu erzielen, wurde auf **Fruchtwechsel** Bedacht genommen. Das Säen von Korn, Hafer und Gerste erfolgte wo immer möglich vom Hausvater bei windstillem Wetter. Mit Egge oder Hacke wurde die Saat leicht unter den Boden gebracht und dann hiess es: Nun walte der liebe Gott.

Waren im Herbst die Strohhalme und Ähren gelb, dann war die Frucht reif und die Erntezeit war angekommen. Die Bauersfrau sorgte um einige geübte **Schnitterinnen**, wenn nicht eigene Töchter zum Schneiden vom reifen Korn zur Verfügung waren. Man unterschied **Sommer- und Winterkorn**. Letzteres wurde im Herbst gesät und gelangte im Herbst am frühesten zur Reife. Am schönen Herbstmorgen zogen 4 – 5 Frauen zusammen versehen mit einer gut gedengelten Sichel dem Ackerfeld zu. Um die Sichel während des Tages nach Bedürfnis wetzen zu können, wurde ein **Steinfass** mit **Wetzstein** mitgenommen. Die vorsichtige Hausmutter nahm **Verbandsstoffe** und **Bindfaden** mit, um Verwundungen, die namentlich von jungen Personen beim Kornschneiden vor-

kommen konnten, sofort verbinden zu können. Der Hausvater hatte **Weidenruten** geschnitten, machte sogenannte ‚Widen‘ zurecht, um dann das am Boden in gerade Reihen gelegte Getreide nach 1-2 Tagen in Garben zusammen binden zu können.

Wirkten heiratsfähige Töchter beim Kornschneiden mit, so kam es vor, dass ledige Burschen in mondhel- len Nächten auf dem Kornfelde da und dort mit Sichel abschnitten und damit sogenannte ‚**Fulplätze**‘ machten. Oft blieben die Täter unbekannt. Das Zusammenbinden vom Getreide in Garben besorgten fast immer Mannspersonen. Die **Getreidegarben** wurden in die Tenne getragen oder geführt, je nach der Entfernung von der Scheune. Mittelst einem einfachen Flaschenzug wurden die Garben auf die Brücke gefördert. Streng wurde darauf geachtet, dass das Getreide recht trocken, ja dürr eingebracht werden konnte.

War die Getreideernte vorüber und die Feldarbeiten grösstenteils zu Ende, dann begann das **Treschen**. Je nach Quantum des eingesammelten Getreides waren zwei, drei vier ja sechs Trescher bereit, die Körner vom Stroh zu trennen. Bevor die Arbeit losging, wurden die Flegel

auf ihre Brauchbarkeit geprüft und nötigenfalls mit frischem Lederzeug versehen oder durch neue ersetzt. Das Treschen oder das taktmässige Geklapper der Flegel hörte man auf einige hundert Meter und dies brachte Abwechslung in den stillen Ort. Während man die Haus- und Feldarbeiten meistens unbeachtet von der Nachbarschaft besorgen konnte, konnte das Treschen nicht geheim gehalten werden. Es war ein Genuss zuzuhören, wenn **6 Trescher** mitsammen an der Arbeit waren. Es stellten sich drei Personen, darunter auch junge, kräftige Frauenspersonen, am einten und ebenso drei am anderen Ende der Tenne auf und dann ging das streng taktmässige Treschen los. Alle Trescher rückten gemeinsam gegen die Mitte vor; nachher wurde das ausgebreitete Getreide gewendet. Das Treschen ging wieder los und oftmals mit hoch geschwungenem Flegel, um ja alle Körner vom Stroh zu trennen. Mit Gabeln wurde das Stroh geschüttet, links und rechts war ein Mann knieend am Boden bereit, das Stroh in Wische zu fassen und zusammen zu binden. Die Körner wurden etwas bei Seite geschoben, dann wurden wiederum 4 – 6 Garben zum Treschen auf der Tenne ausgebreitet.

Zum Reinigen der Körner stunden **Wannen**, Siebe und oft auch eine **Windmühle** zur Verfügung. Das Treschen war eine recht angestrengte Arbeit, die Hausmutter suchte die ermüdeten Arbeiter durch kräftige Mahlzeiten zu stärken. Das Sprichwort: ‚Der mag essen, wie ein Trescher‘ deutet darauf hin, dass der Trescher hungrig zu Tische sitzt.

Ging das Treschen vom **Getreide** dem **Ende** zu, musste dies auch die Nachbarschaft wahrnehmen. In letzter Stunde schlugen alle 6 Trescher miteinander die Flegel einige mal zu Boden, dann wurde wieder des sechsten taktmässig getroschen. Bis zum Schlusse folgte



eine Abwechslung auf die andere. Ein **schmackhaftes Nachtessen**, wobei selbstgeräuchertes Schweinefleisch, geschwungener Nidel und Rosoli (Liqueur) nicht fehlen durfte, bildete das Ende der angestrengten Trescherarbeit.



Von allen Getreidearten – **Korn, Gerste, Hafer** oder auch **Haber** genannt, wurde die letzte Art am meisten gebaut; er gedieh bis auf 1200 m Höhe. Habermehl wollte die Hausmutter immer in Vorrat haben. **Habersuppe** bildete nebst **Milch** am häufigsten das Frühstück. Habersuppe kam auch am Abend auf den Tisch. Habermehl mit Butter und Nidel gekocht (sogenannte Habermehltrusenen) waren sehr nahrhaft und schmackhaft und dienten als Hauptspeise nebst Kaffee beim Mittagessen. Der Gewinnung von **gutem Habermehl** wurde in Goldingen grosse Aufmerksamkeit geschenkt. Der Haber wurde mit Wasser etwas angefeuchtet, dann in einem

Kupferhafen, der mit etwas Stroh belegt war, gesotten oder nur weich gemacht. Um das Anbrennen im Hafen zu verhindern, schenkte die Hausfrau dem ‚Habersutt‘ volle Beachtung. Der feuchte Hafer wurde auf dem heissen Ofen oder an der Sonne in Wannen verteilt **getrocknet** oder besser **gedörft**. Dann wanderte er in die Mühle. Korn war weit mehr vertreten als Weizen. Das Mehl fand im Haushalt vielfache Verwendung. Ausser zur Zubereitung von **Mahlzeiten** wurde aus Weissmehl bereits in jeder Haushaltung **Brot** gebacken. Vom Bäcker wurde wenige Brot gekauft.“

RÜCKGANG DES ACKERBAUS – NIEDERGANG DER MÜHLEN

Schon nach 1850 ging der Ackerbau merklich zurück und machte der Milchwirtschaft Platz, die dank dem Ansteigen des Milchpreises an Boden gewinnen konnte. Der Viehbestand nahm immer mehr zu und die vormals vielen Äcker wurden zu Wiesen. Diese Entwicklung leitete denn auch den Niedergang der Mühlengewerbes in unserer Gegend ein. Nach wenigen Jahrzehnten war keine der einheimischen Mühlen mehr im Betrieb. An ihre Stelle traten regelrechte Industrien, wie jene von Eberle Mühlen in Rickenbach bei Wil.

Der Getreideanbau verlagerte sich in jene Gegenden unseres Landes, wo auf den weiten Ebe-

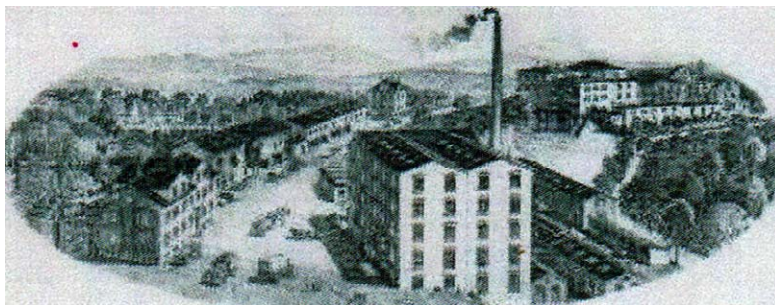
nen und dank der sich auch in der Landwirtschaft immer besser gewordenen Technik weit effizienter Ackerbau betrieben werden konnte. Noch einmal, während den Kriegs- und Krisenzeiten des 20. Jahrhunderts war man allerdings froh, zur Sicherstellung der Landesversorgung auf den Getreideanbau auch auf kleineren und kleinsten Flächen selbst im hügeligen Gebiet zurückgreifen zu können:



Getreideernte während des Zweiten Weltkrieges in der Siens

In dieser Zeit hielt die Technik im Ackerbau auch bei uns Einzug. Anstelle des mühsamen Aussaats von Hand traten von Pferden oder Ochsen gezogene Sämaschinen in Aktion. Die landwirtschaftlichen Genossenschaften stellten den Bauern Dreschmaschinen zur Verfügung, die das Korn gleich auf dem Ackerfeld ernten konnten und lediglich das leere Stroh liegen liessen. Den Frauen und Kindern oblag es dann noch die von der Maschine nicht erfassten Ähren aufzulesen, damit ja nicht allzu viele der kostbaren Körner den Vögeln übrig gelassen werden mussten...

Nach den Kriegsjahren war es dann mit der Anbauschlacht vorbei. In unserer Gegend gehörte der Getreideanbau bald einmal der Vergangenheit an. Er verlagerte sich wieder in dafür weit besser geeignete Gebiete des Mittellandes.





Heute wächst das Getreide für die Versorgung der Weltbevölkerung auf riesengrossen, industriell betriebenen Grossfarmen, wie nachfolgende Bilder aus Australien eindrücklich beweisen:



Getreidefelder – soweit das Auge reicht

Was für ein Gegensatz zu einem einst in mühsamer Handarbeit bewirtschafteten Äckerlein oben auf dem Sägel im Goldingental:



SCHLUSSPUNKT



In seiner Chronik „Von Goldingen an den Zürichsee“ hat uns Jos. Ferdinand Fidelis Rüegg folgende originelle Wortspiele zum Dreschen im Takt überliefert:

„Friss Ross Dräck“	= Dreitakt
„Späck und Stückli, Späck und Stückli“	= Vierer
„Schlä-gel di-cki Su-ppä“	= Sechser

Dieses Dreschen im Takt wurde dann kaum mehr vernommen, nur die „Flegel“ sollen noch immer zu finden gewesen sein... - was zweifellos bis heute so geblieben ist!

Impressum:

Text: Arbeitsgruppe „Literatur“
Ital Gähwiler
Martin John
Gottfried Kuster
Werner Kuster

Illustrationen: Gemeinde Eschenbach
Siegfried-Karte 1888
Eschmann-Karte 1850
Topogr. Karte Ct.St. G.
WV Goldingen-Meilen
Otto Eggmann
Baubüro T8/A8
Barbara Handke
Gisela Hatt-Steiner
August Güntensperger
Vreni Müller-Albrecht
Staatsarchiv St. Gallen
Wikipedia
Arbeitsgruppe „Literatur“

Gestaltung: Gottfried Kuster

Layout: Ralph Rüegg

Druck: Rüegg Druck,
Eschenbach

Auflage: 600 Exemplare

Herausgeber: Gemeinde Eschenbach
Kulturkommission

Literatur- und Quellennachweis:

Johann Ulrich Custor;
Chronik der Grafschaft Uznach
Jos. Fidelis Ferdinand Rüegg;
Von Goldingen an den Zürichsee
Alois Stadler/Hans Kägi;
Geschichte von Eschenbach
Alois Stadler;
Geschichte der Genossame
Goldingen
Alois Stadler; Mühlen am Aabach
Armin Eberle; Wasserkraft-
nutzung und Industrialisierung
am Aabach
Kanton St. Gallen; Wasser-
rechtskataster
Wasserversorgung Goldingen-
Meilen
Geschichtsfreunde vom Linth-
gebiet/Alois Stadler; „Vom Korn
zum Brot“ (1987)
Gemeinde Goldingen: Ortsbildin-
ventar
Gemeindearchiv Eschenbach
Enzyklopädie Wikipedia
div. Zeitungsartikel: u.a. „St.
Galler Volksblatt“ Uznach, „Die
Linth“ Rapperswil, „Südost-
schweiz“, Chur, „Tages-Anzei-
ger“ Zürich